

Kapitel eins

Und es wurde Abend, und es wurde Morgen.

Mein Mann schlug die Augen auf und sagte: »Jetzt wohnen wir also hier.«

Eines Morgens im schönen Monat Mai, nach dieser ersten Nacht in unserer gemeinsamen Wohnung, balancierte ich ein Tablett mit zwei Schalen Milchkaffee und dem Zuckerstreuer vom zweiten Stock ins Erdgeschoß hinunter. Mein Mann hatte die Idee gehabt: Wir sollten im Garten frühstücken.

Ich behielt den Pegelstand des Kaffees und die Stufenkanten im Auge. Auf den abgewetzten Holzstufen des Treppenhauses geriet man leicht ins Rutschen und Straucheln, wie ich vom Vortag wusste. Der Vortag: Der Umzugstag, die Feuerprobe für unsere Beziehung. Wir hatten sie bestanden. Nicht gerade bravourös, es gab alle paar Minuten fast Streit, aber eben nur fast. Erstaunlich, denn außer streiten hatten wir nicht viel getan, mein Mann und ich, in den vorangegangenen drei Monaten unserer Bekanntschaft. Wir liebten es, zu streiten. Diese Wortgefechte waren das Fundament und die Herausforderung unserer jungen Beziehung. Aber beim Umzug kein böses Wort, kein Geschrei, keine Grundsatzdiskussionen, keine Tränen – keine Versöhnung.

Wir schleppten seinen und meinen Hausrat – seine Bücher und meine Matratze – die schlüpfrigen Stufen hoch und rutschten ohne Fracht hinunter, wieder und wieder, unter Stöhnen und stillem Fluchen. Danach fielen wir grußlos auf die Matratze und in Tiefschlaf.

Langsam setzte ich Fuß vor Fuß, hielt die Luft an

und beschwor den Milchkaffee, sich ruhig zu verhalten und nicht überzuschwappen. Dieser erste Morgen sollte ein heiterer bleiben, das schien mir wichtig.

Mein Mann hielt mir die Gartentür auf. Stolz zeigte ich ihm die vollen Kaffeeschalen, auf ein anerkennendes Mundverziehen seinerseits wartete ich vergeblich. Ich lächelte ihn trotzdem an.

Wir setzten uns an den großen, lacklosen Gemeinschaftstisch im Garten, blinzelten in die Frühlingssonne, seufzten gemeinsam, nahmen die Schalen vom Tablett.

Die Küchenausstattung hatten wir unserem Vormieter abgekauft. »Brauche ich nicht mehr«, hatte der Vormieter gesagt, »ich geh nach Afrika, Rotes Kreuz.« Für eine Viertelmonatsmiete hatte er uns alles überlassen, all das, was wir brauchten, jetzt, wo wir eine richtige Wohnung hatten, eine gemeinsame, mit einer richtigen Küche.

Ich streute Zucker in den Kaffee. Auch den Streuer samt Inhalt hatten wir vom Vormieter übernommen. Ich setzte die Schale an und spuckte den braunen Saft sofort wieder aus. So schmeckt Schierlingstrank. Vermutlich. Aus den reifen Schierlingsfrüchten erpresst, von beißendem Mäusegeruch, todsicher tödlich.

Mein Mann sah mich an.

»Gift«, sagte ich, »der will uns vergiften.« Ich meinte den Vormieter. Aus den Nasenlöchern meines Mannes zischte Atemluft. »Probier«, sagte ich (etwas leichtfertig, scheint mir im Nachhinein, aber wer nicht glauben will, muss schmecken). Er tauchte seine Fingerkuppe in den Kaffee, führte sie an die Zungenspitze und verzog das Gesicht. »Siehst du«,

sagte ich. »Es war ein Fehler. Alles.« Ich war selber erstaunt über mein »Alles«. Mein Mann auch. Bevor wir unser Erstaunen in Worte fassen konnten, ich muss davon ausgehen: in geharnischte Worte, öffnete sich neben uns ein Fenster. »Guten Morgen«, sagte unsere Nachbarin, deren Schlafzimmer zum Garten lag. »Guten Morgen!«, wiederholte sie und verschwand. Das Fenster ließ sie offen. Wir hörten Rascheln und Raunen. Wir sahen uns an, mein Mann und ich, und lauschten.

»Da ist noch jemand«, flüsterte mein Mann. Ich nickte und lauschte. Ein Mann erschien im Fenster, mit nacktem Oberkörper. Er streckte sich und gähnte laut. »Morgen«, grüßte mein Mann. Der Nachbar gähnte uns noch einmal an, weg war er.

»Wilder Typ«, sagte mein Mann nach und vor langem Schweigen.

Die Nachbarin trat durch die Gartentür. Sie hielt ein Glas in der Hand und trank im Gehen. Ich musterte sie. Sie trug einen weißen Turban und ein weißes Kleid, nichts darunter. Brustwarzen und Schamhaare schimmerten leicht durch den weißen Stoff, leicht nur. Sie war barfuß. »Agnes«, sagte sie und setzte sich neben meinen Mann. »Wir wohnen jetzt im zweiten Stock rechts«, sagte ich und zeigte mit dem Kinn nach oben, himmelwärts. »Ich weiß«, sagte sie. Der wilde Typ kam durch die Tür. Er trug eine Unterhose und ein Handtuch um den Hals. Vor seiner Brust über dem Biertrinkerbauch baumelten Tigerzähne und Kruzifixe. Er zauste seine wirren Haare. »Ich find meine Brille nicht«, sagte er, setzte sich neben mich auf die Bank, gähnte. Agnes stand auf und ging.

Mein Mann und ich sahen den wilden Typen an. Schweigen. Der wilde Typ kratzte sich die Schulter und starrte ins Leere. »Gerd«, rief Agnes freudig durchs offene Fenster, »Ge-herd! Ich hab sie!« Der wilde Gerd deutete auf unsere Kaffeeschalen. »Habt ihr noch mehr davon«, fragte er. »Den kannst du nicht trinken«, sagte mein Mann, »der ist –«

»Vergiftet«, murmelte ich. Mein Mann stieß mir den Ellbogen in die Seite und reichte dem wilden Gerd die Schale: »Der schmeckt wie ...«

Gerd nahm einen beherzten Schluck und verzog keine Miene. Dann packte er den Zuckerstreuer und schraubte ihn auf. »Das ist Kochsalz«, sagte er. »Idiot«, zischte mein Mann. Er meinte unseren Vermieter, nehme ich an. »Ihr seid ja zwei Vögel«, Gerd klatschte sich die Hände auf die Brust. Agnes kam lächelnd zurück. »Hier, deine Brille«, sagte sie, reichte ihrem wilden Mann eine **Sonnenbrille** und umarmte ihn von hinten. Sie hatte ihre Augen schwarz umrahmt. Ihre Augen glänzten.

Kapitel zwei

Nach dieser ersten Begegnung sah ich Gerd nie wieder ohne Sonnenbrille und Agnes nie wieder mit Turban – und ich sah die beiden oft. Gerd legte die dunkle Brille auch abends nicht ab, im Winter nicht und

nicht bei Unwetter; er legte sie nur zum Schlafen ab, und da sah ich ihn glücklicherweise nie.

Agnes' weißer Turban hatte mich beeindruckt, ich hielt ihn für ihre Referenz an alle Imame der Welt, er verlieh ihr etwas demütig Dramatisches, etwas schlicht Ausgebufftes, ein ernsthaftes Augenzwinkern. Als sie mich bei dieser ersten Begegnung im Garten zu sich einlud, »irgendwann, wann immer, du kannst einfach kommen«, freute ich mich besonders darauf, diesen Turban wiederzusehen. Allerdings kannte ich da die Locken noch nicht, die der Turban verbarg. Agnes' Locken schimmerten in elf Farben, wie ich bald herausfand. Obwohl sie auf den ersten Blick schwarz wirkten.

Den ersten Blick warf ich tags darauf. »Das passt ja«, sagte Agnes, als sie die Tür öffnete und ich ihre Locken erblickte, »Gerd ist gerade weg.« Ich hätte sie gerne gefragt, warum sie das gesagt hatte, mit Gerd, aber ich war vollauf damit beschäftigt, den Locken hinterherzugehen, die mich ins Wohnzimmer und in eine andere Klimazone führten. Das Wohnzimmer war eine tropische Enklave, ein feuchtschwüles, gründampfendes Musterbeispiel an Tropenklima, das mir den Atem verschlug. Sie hätte für ihr Wohnzimmer Eintritt verlangen und Tropentouristen inspe ihre Tropentauglichkeit prüfen lassen können. In der Küche hätte sie eine kleine feine Impf- und Prophylaxestation einrichten können, und fertig wäre der Einmannbetrieb gewesen. Aber diese Geschichte spielt vor der Zeit der cleveren Geschäftsideen und Ich-AGs, kurz davor, an der Schwelle zu jenem Glück-

im-Unternehmertum-Zeitalter des neuen Jahrtausends, und so kam ich damals nicht auf die Idee, Agnes einen Vorschlag in diese Richtung zu machen, und sie selbst trug sich gewiss ebenso wenig mit derartigen Gedanken. Agnes war nicht berufstätig, sie war Hausfrau, und selten passte diese Bezeichnung besser als bei ihr: Sie hielt sich den ganzen Tag, jahrein, jahraus, im Haus, in ihrem Zuhause auf.

»Unser Pflanzennest«, sagte sie und lächelte mich an, als teilten wir ein Geheimnis, »bald hast du dich an die Luftfeuchtigkeit gewöhnt.« Ich atmete tief ein und lächelte tapfer zurück. »Was heißt bald«, versuchte ich zu scherzen, »wie oft muss ich mich dafür bei dir behandeln lassen?« Sie deutete mir, auf dem riesigen roten Brokatsofa, der einzigen Insel im Zimmerdschungel, Platz zu nehmen: »Du kannst immer kommen.«

Ich beobachtete sie in ihrem weißen, ums Haar durchsichtigen Kleid, wie sie zwischen Küche und Tropenwohnraum hin- und herflatterte und Kaffee zubereitete. Ihre Locken tanzten um die Ohren, ihre nackten Füße trommelten leicht auf die Dielen, im angenehmsten Dschungelrhythmus.

Sie reichte mir eine winzige Tasse mit schwarzem Kaffee. Ich bedankte mich.

»Wie bist du eigentlich hier hereingeraten«, fragte sie, dabei hätte sie »gern geschehen« sagen müssen. »Conny ist schuld daran«, antwortete ich. Conny von Studnitz war die erste Nachbarin, die ich getroffen hatte, am Tag der Wohnungsbesichtigung einige Wochen zuvor. Agnes berührte meinen Arm: »Gibt's ja

nicht, bei mir auch – bei mir war's auch Conny, aber das ist eine andere Geschichte, erzähl du.«

Ich wollte diese andere Geschichte hören, aber ich verpasste die Gelegenheit, die einmalig war, wie ich heute weiß, indem ich meine eigene erzählte.

»Ich kenne Conny ja gar nicht«, erklärte ich, »aber als ich sie zum ersten Mal sah, wusste ich, dass ich hier wohnen wollte, in diesem Haus.« Agnes nickte.

»Es war mein Besichtigungstermin, die Haustür war verschlossen (damals hatte Frau Baumgartner, die Lehrerin, das Sagen im Haus: Damals war die Haustür Tag **und** Nacht verschlossen. Aber der wertere Leser kennt Frau Baumgartner noch nicht, und so bitte ich um Geduld und beende augenblicklich diese Abschweifung, um wieder auf Conny, Agnes' direkte Nachbarin im Erdgeschoß, zu kommen:) Die Haustür war verschlossen, und vom Vermieter keine Spur. Ich stand im tosenden Lärm der Straße vor dem Haus, aus der Karaoke-Bar auf der anderen Straßenseite plärrte eine betrunkene Stimme ›Eisgekühlter Bommerlunder‹ in den Vorabend, eine Vespa steuerte hupend auf mich zu. Die Hupe klang wie eine Kindertröte (Agnes nickte), ich wich der Vespa aus. Eine winzige Blondine hatte den Helm abgenommen und zeigte ihre Mäusezähne: ›Hallo‹, schrillte sie mit Heliumstimme. ›Besichtigung?‹ Ich nickte. (Agnes nickte auch, und wie!) Die kleine Blondine pflückte ihre Einkaufsstützen von den Lenkstangen: ›Ich bin Conny‹, sagte sie (ich ahmte Connys Stimme nach, Agnes gluckste leicht). Conny sperrte tütenbehangen und umständlich die Haustür auf, führte mich an den Briefkästen vorbei zu einem Schuhregal neben einer Tür, auf der von

Studnitz stand. ›Das bin ich‹, sagte sie. ›Aber das Wichtigste zuerst, schau!‹ Sie öffnete die Tür zum Garten. Ich war sprachlos. Vor mir tat sich eine kleine, gerade grünende Idylle direkt am Fluss auf, der ›Gemeinschaftsgarten‹, wie sie mir erklärte. Wie die Wohnung aussah, war mir egal. ›Ich zieh am Ersten ein‹, sagte ich inbrünstig. ›Super‹, schrillte Conny, streifte ihre Schuhe ab, schleuderte sie ins Regal und verschwand durch ihre Tür.

Als der Vermieter endlich kam, ›Tschuldigung, Feierabendverkehr‹, hatte er leichtes Spiel.« Agnes gab lächelnd einen Laut von sich, der wie »Mmm« klang. »Ich glaube, Conny hat mich verzaubert, verstehst du? Ich hörte nichts von dem ganzen Lärm hier, als hätte jemand den Ton abgedreht.«

In diesem Moment donnerte die U-Bahn unter uns durch, drang gellend das Schreien von Bremsen in Agnes' Tropenzimmer und an unsere Ohren.

Agnes stand auf und goss Kaffee nach. »Das glaube ich nicht«, sagte sie sanft, »dass Conny dich verzaubert hat.« Über den Lärm wollte Agnes nicht sprechen, sie vermied unangenehme Themen immer. Ich aber bringe sie zur Sprache: Das Haus war, vom Garten am Fluss abgesehen, durchaus nicht attraktiv gelegen. Direkt an einer stark befahrenen Straße, die *Transit-nord* genannt wurde. Wer Richtung Norden unterwegs war, kam an unserem Haus, an unseren Küchen und Betten, an uns vorbei. Viele Autos wollten nach Norden, vor allem Schwerverkehrsfahrzeuge. Die Karaoke-Bar im Haus gegenüber hatte von morgens bis morgens auf und führte ihren Betrieb bei geöffneter Tür. »Wir müssen aufmachen, sonst ersticken wir hier

drin«, sagte der Betreiber, ein Mittvierziger in Cowboyhemd mit wuchernder Nase und öligem Haar, als ich mich einmal (es blieb bei diesem einen Mal) über den Lärm beschwerte. »Sorry«, sagte er, »aber ich will nicht ersticken.« Das konnte ich verstehen, das wollte ich auch nicht. Die Karaoke-Bar beschallte uns dauernd. Es gab Stammgäste, die jeden Tag kamen und pausenlos dieselben Lieder sangen. *Heidschi bumbeidschi bumbum* war so ein Dauerbrenner, und *Ich fand sie irgendwo, allein in Mexiko, Anita. Bei schwarz war ihr Haar, die Augen wie zwei Sterne so klar* musste ich immer an Agnes denken, aber das war später, als ich sie bereits regelmäßig besucht, elf Farben in ihren schwarzen Locken gezählt und wiederholt bestätigt gefunden hatte, wie sehr ihre Augen zu den elffarbigen schein-schwarzen Locken glänzten.

Aber zurück zur Lage: Das Nebenhaus sah aus wie ein Bunker, war aber das städtische Elektrizitätswerk, aus dem schwerfälliges, metallenes Hämmern drang, als ließe ein riesenhafter Schmied seinen gigantischen Hammer Funken sprühen, die dankenswerterweise lange Funkenperlenketten bis zu unseren Steckdosen bildeten und alle Lampen und Geräte fütterten. Dann wieder, wenn der Riesenschmied sich ausruhte, nehme ich an, war klirrendes Wummern und Zirpen zu hören. Zu guter Letzt darf auch die U-Bahn nicht unerwähnt bleiben, die mit dumpfem Grollen in undurchschaubaren Intervallen unter dem Fluss und unserem idyllischen Gemeinschaftsgarten durchdonnerte. Für diese Lärmliste habe ich mir jetzt die Zeit genommen, die ich bei meinem ersten Besuch bei Agnes natürlich nicht hatte. Denn sie hatte

gerade gesagt, dass sie nicht glaube, dass Conny mich verzaubert habe, und das durfte nicht unwidersprochen bleiben. »Wieso nicht, traust du Conny so viel Ausstrahlung nicht zu«, fragte ich in der Hoffnung, Agnes würde sich missbilligend über Conny äußern. Das ist ein hässlicher Zug an mir, den ich leider bis heute nicht ganz abgelegt habe, ich höre gerne andere schlecht über Dritte reden. Ich schweige und höre übler Nachrede zu und ergreife dann, das ist das Allerhässlichste an diesem Zug, scheinbar Partei für die Opfer, schüre so das Feuer der Lästerei und entlocke meinem Gegenüber interessante Details über diese Dritten. Bei Agnes funktionierte das bedauerlicherweise nicht. Sie äußerte sich niemals schlecht oder abfällig über andere, über niemanden. Deshalb sagte sie: »Oh doch, die traue ich Conny zu, ich wollte damit lediglich sagen, dass es Dinge gibt, die einfach so sein müssen. Dass du hier eingezogen bist, musste einfach sein, verstehst du?«

Ich verstand es nicht, aber es beeindruckte mich; ich begann, mich in den Tropen wohlzufühlen, ja, ich atmete bereits erstaunlich leicht.

Kapitel drei

Mein Mann hatte eine Theorie. Er hatte sie im Laufe der Gymnasialzeit entwickelt, mit Sorgfalt und Be-

dacht, wie er beteuerte. Diese Theorie betraf die Frage, wie man leben solle, wobei er selbst nicht nur Urheber, sondern auch einziger Proband und Nutznießer dieser seiner Theorie war. Er habe keinerlei missionarischen Ehrgeiz, betonte er. Er habe auch kein Interesse daran herauszufinden, ob die Theorie sich praktischerweise bei der großen Masse durchsetzen könnte, obwohl er überzeugt sei, dass ja, aber da müsse die Masse sich schon selbst drum kümmern, er werde seine Theorie schön für sich behalten, nur wenn er direkt darauf angesprochen und bekniert würde, sie zu erläutern, ließe er sich vielleicht dazu hinreißen, denn: Ohne Freiwilligkeit sei da sowieso nichts zu machen, auf Freiwilligkeit beruhe nämlich die komplette Theorie.

Ich möchte anmerken, dass ich ihn nicht bekniete. Er erklärte sie mir (verblüffend kurz nach dem Kennenlernen übrigens) freiwillig, was ein weiterer Beweis für die Tauglichkeit seiner Theorie war, denn wir haben ja gerade erfahren, worauf sie beruhte, gell, lieber Leser.

Um nun den eigenen freien Willen kennen zu lernen und instande zu sein, nur Taten zu vollbringen, die seinem Quell entsprängen (wichtig sei in diesem Zusammenhang, alles als Tat zu begreifen und nichts als Prozess, schon gar nicht als schleichenden, nichts ginge seinen Gang, das sei nur eine Ausrede des Menschen, sich seiner Verantwortung zur Tat zu entziehen), sei es unabdingbar, eine lange Weile lang nichts zu tun. In genau diesem Stadium befinde er sich seit der Reifeprüfung, die wir beide, im gleichen Jahr geboren, wenige Monate zuvor abgelegt hatten. Der Mensch könne zu seinem freien Willen nur auf die-

sem Weg vordringen, er müsse seinen Tatenbetrieb erst einmal gegen Null fahren und sich eine längere Zeit der Tatenabstinenz verordnen, um die Beweggründe für seine Taten und Entscheidungen zu prüfen und in der Lage zu sein, frisch und frei jeden Tag, jede Minute, jede Sekunde neu zu entscheiden, aus freiem Willen, nicht aus Angst oder, wie meist, aus Gewohnheit.

Ich habe mir das wie eine Fastenkur vorzustellen, erwiderte er mein erstauntes Schweigen, bei der man dem Magen keine Nahrung zuführe, die dieser ja, ganz Gewohnheit und Programm, grob zerhackt, ihrer Form beraubt und zurechtgestutzt als ungefähren Brei dem Dünndarm übergebe, der wiederum, ebenso aus Gewohnheit und ohne sein Standardprogramm je zu hinterfragen, diesen Brei mehr schlecht als recht in Nahrung und Müll unterscheide. Unterscheiden sei entscheiden, und Entscheidungen seien Taten, Taten nichts anderes als Entscheidungen; erst wenn der Magen, der Darm nichts zu tun hätten, dozierte er, könnten sie anfangen, über die Grundlagen ihrer Taten und Entscheidungen nachzudenken, und da er der Meinung sei, weder Magen und Darm, erst recht aber nicht der denkende Mensch als Ganzes seien rein chemisch-biologisch determinierte Angelegenheiten, sondern Gebilde mit, wenn auch verborgenem oder nur rudimentär vorhandenem, freiem Willen, und aber einem ausgeprägten Streben hin zu eben diesem Freiwillen – sei er tief entschlossen, ihm Bahn zu brechen und sich nicht auf Lebensgleise zu begeben, die einen, vermeintlich sicher, geradewegs und ohne Umschweife zum Sarg führten, einige kleine traurige

Ängste und Freuden eingeschlossen, im Wesentlichen aber ereignislos und unfrei.

»Also Moment, du willst doch nicht ernsthaft behaupten, dass Magen und Darm jemals in der Lage sein könnten, sich zu entscheiden, den Verdauungsvorgang anders zu gestalten und, sagen wir, nur noch Proteine zu spalten und aufzunehmen«, wandte ich ein.

»Genau das behauptete ich. Denk an so genannte Krankheiten, an ›Fehlfunktionen‹ des Verdauungstraktes, da tun Magen und Darm das doch auch«, er kicherte, »wenn auch nicht im für den betroffenen Menschen angenehmsten und besten Sinne; jetzt stell dir einmal vor, was da möglich wäre, theoretisch, wenn Magen und Darm durch ausreichend lange Nulldiät dazu gezwungen wären, ihr Tun und Treiben wurzeltief zu überdenken! Womöglich erfänden sie eine neue, effizientere Methode der Absorption, der Mensch wäre plötzlich mit viel weniger Nahrung viel länger lebensfähig, was sagst du jetzt. Das Welthungerproblem wäre damit auch gelöst«, fügte er genüsslich hinzu.

»So lange kann kein Mensch fasten, dass Magen und Darm ins Nachdenken geraten«, sagte ich, »nach vierzig Tagen ist Schluss und aus die Maus und Schicht im Schacht und vorbei das schöne Leben. Du willst das Welthungerproblem lösen und verhungert unterwegs selber! Genauso wie dein Nichtstun irgendwann zwangsläufig zum Verhungern führen wird, das ist der Haken an deiner Theorie, mein Lieber.«

»Siehst du, du steckst schon mitten drin in der Falle, in der Angstfalle«, er lächelte fast zärtlich und

wartete gespannt auf einen Gegenangriff. Dass ich seine Theorie nicht teilte, und zwar wortreich, gefiel ihm. Diese Meinungsverschiedenheit war die Wiege unserer Streitereien, die wir pflegten, seit wir uns kannten. Wir stritten über alles Mögliche, über gegenseitige Lärmbelästigung (Musik, die nur einer von uns liebte, oder Geräusche, wie mein Fingernagelknipsen und sein lautes Gähnen), über zu viel Zuwendung oder zu wenig, über die Frage, welche Farbe ein Gegenstand habe, wer der größte Schauspieler aller Zeiten, welche Jahreszeit die schönste sei. Wenn uns nichts einfiel, kehrten wir an die Wiege zurück und stritten über seine Theorie.

»Deine Theorie ist Schrott«, das war ein Anfang, den ich oft wählte, »es ist unmöglich, nichts zu tun, gerade in deiner Definition von Tat, wo jede Entscheidung bereits Tat ist; überleg mal, wie oft du dich tagtäglich entscheidest: Aufzustehen, ein Buch zu lesen, ein Brot zu essen, fernzusehen, mit mir zu schlafen – und jetzt sag noch einmal, du würdest nichts tun!«

Unter uns: Er tat ja wirklich nichts, nichts, was als Tat im landläufigen Sinn erwähnenswert wäre. Wie lange er vorhatte, nichts zu tun, verriet er mir nicht. Er lebte vom Erbe seiner pünktlich zum Schulabschluss verstorbenen Großmutter. Sie war gewissermaßen die Schirmherrin seines Nichtstuns – aber wie lange das dauern mochte, konnte ich nicht absehen, er nannte mir gegenüber keine Zahlen, selbst dann nicht, wenn er über seine reichen Eltern sprach, deren Erbe er mittels Notarvertrag bereits ausgeschlagen habe (ob das stimmte, werde ich nie erfahren), da er mit ihnen nichts und niemals wieder zu tun haben wolle, auch

nach ihrem Ableben nicht, »wenn Omas Erbe durch ist, war's das.«

Pläne hatte er keine, Summen nannte er keine, was es aber bedeutete, nichts zu tun, verriet er gerne, besonders detailliert an jenem Abend, als wir beschlossen, zusammenzuziehen.

Fernab der Lebenstrampelpfade wie berufszielende Ausbildung oder karrierezielendes Studium überließe er sich vorsatzlos dem rohen, unverplanten, chaotischen Tag, täglich aufs Neue. Gerade dem Chaos, das derartige Tage in sich bargen, sei er sich aussetzen frei gewillt (»Es lebe das Chaos«, rief er bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit spanischem Akzent, warum auch immer). Jeden Tag, gar jede Sekunde als einzigartig zu begreifen und zu erleben, nichts Geringeres als das habe er vor. Und dazu sei ich herzlich eingeladen.

»Essen, wenn man Hunger hat, vögeln, wann immer man Lust hat, schlafen, wenn man müde ist. Putzen – nun ja, wenn man will«, sagte er mit leichtem Fragezeichen. Er sei auch bereit, die Folgen des Nichtstuns zu tragen, er meinte damit wohl ertragen, den Dreck beispielsweise. Meine Schmutzschmerzgrenze war weit, in diesem Punkt passten wir schon einmal hervorragend zusammen, wenn wir auch unterschiedliche Gründe dafür hatten, ich verabscheute Putzarbeit ganz einfach, auch ohne theoretischen Überbau.

Er spielte gerade mit dem Gedanken, in einer gemeinsamen Wohnung sogar zu kochen, unter der Voraussetzung, dass es aus freien Stücken geschah, versteht sich, als ich ihn unterbrach: »Sollen wir wirk-

lich zusammenziehen? Wir streiten schon sehr oft, oder?»

»Die absolute Mehrheit in einer Liebesbeziehung ist naturgemäß totalitär.« Rumms, das haute mich um. Ja, mit einem Mann, der so sprach, wollte ich zusammenleben (wer nicht), das Abenteuer konnte beginnen.

Neun Monate wohnten wir in dieser Wohnung. Als wir auszogen, war Gerd längst verschwunden und Agnes tot. Mein Mann wechselte die Stadt und begann ein neues Leben. Der Cellist, der über uns wohnte, ging zurück in seine Heimat, nach Boston. Das erfuhren wir von der Lehrerin (Frau Baumgartner, wird hier zum zweiten Mal erwähnt), die unter uns wohnte. Obwohl sie während der neun Monate selten mit uns sprach. Sie schrieb lieber gelbe Post-it-Zettel, die sie an unsere Wohnungstür klebte. *Bitte Haustür nachts verschließen* war eine ihrer Lieblingsbotschaften. Erst als sie hörte, dass wir auszogen, lud sie uns zum Tee ein, erzählte von Jeffs Plänen und von ihrer Kündigung. »Nach 25 Jahren«, sagte sie. »Gerade noch hieß es, ich würde Rektorin, und jetzt: Alteisen«, seufzte sie.

Die neun Monate waren nur an den drei Studenten neben uns spurlos vorbeigegangen. Sie hörten weiter ihre immer gleichen dumpfen Platten, kratzten mit den Gabeln in ihren Töpfen herum und verunreinigten unser Klo.

Conny, die winzige Blondine mit der Heliumstimme aus dem Erdgeschoß, die übrigens schon vierzig und erfolgreiche Kinderärztin war, betrat das Haus seit jener Silvesternacht nicht mehr. Sie schaffe

das nicht, psychisch, sagte sie mir am Telefon. Sie wohne bei Freunden und suche was Neues, sagte sie. Sie käme nicht wieder, niemals. »In dieses Haus kann ich keinen Fuß mehr setzen.«

»Es ist ein wunderbares Haus«, sagte ich nach der Besichtigung zu meinem Mann. Wir hatten eine Flasche Wein aufgemacht und prosteten uns zu. »Es lebe das Chaos«, rief er spanisch, »jetzt geht's los«, sagte ich. Wir saßen auf dem Boden seiner Einzimmerwohnung, neben seinem Einmannbett, unter der imposanten Bücherwand, und aßen die Pizza aus der Kartonschachtel, die ein Kurier an die Tür gebracht hatte. »Der einzige Nachteil ist das Klo auf halber Treppe«, sagte ich. Mein Mann verschluckte sich.

»Egal«, sagte er, »ich vertrau dir.« Seinem freien Willen gehorchend hatte er es längst aufgegeben, mich zu den Besichtigungsterminen zu begleiten, dafür hatte ich mir sein Vertrauen ausbedungen.

Dass wir das Klo auf halber Treppe auch noch mit den drei Studenten der Nachbarwohnung teilen mussten, hatte ich bei der Besichtigung nicht kapiert. Wir merkten es am Umzugstag, als mein Mann pinkeln wollte und die Klotür nicht aufbekam. Er rüttelte an der Tür. »Die Scheißtür geht nicht auf«, sagte er. »Du machst die Tür kaputt, warte«, sagte ich, schob meinen Mann zur Seite und versuchte es mit Gefühl. Nichts. Ich rüttelte bald genauso heftig wie er zuvor, nichts. »Du machst die Tür kaputt«, sagte mein Mann mit hoher Stimme, die meiner Stimme rein gar nicht glich, obwohl er das dachte. Nach einer Weile hörten wir die Spülung. Die Tür öffnete sich und ein Kerl in

Jogginghose stand vor uns. Mein Mann öffnete den Mund und starrte den Kerl an.

»Das ist unser Klo«, sagte er, als er wieder sprechen konnte.

»Gemeinschaftsklo«, sagte der Kerl und drängte sich an uns vorbei.

Wir schauten ihm zu, wie er die halbe Treppe hochging und in der Nachbarwohnung verschwand. »Das darf doch wohl nicht wahr sein«, sagte mein Mann.

Kapitel vier

Wenn man die Haustür aufsperrte und das Treppenhaus betrat, um die Stufen zu unserer Wohnung hochzugehen, kam man parterre zunächst an Connys Wohnungstür vorbei, am Schuhregal mit den vielen winzigen Schuhen. Conny hatte Schuhgröße 33, sie hatte ihre Gummistiefel, Sportschuhe und Pantoffeln in der Kinderabteilung gefunden. Vor allem aber stapelten sich in ihrem Regal Schuhe mit hohen und sehr hohen Absätzen, elegantes und spitzes, zartes Schuhwerk. Woher sie diese Miniaturen hatte, verriet sie nicht, und es blieb mir unerklärlich. Noch heute schaue ich, wenn ich mir Schuhe kaufe, aus Gewohnheit nach, ob es Größe 33 gibt. Ich würde sie sofort für Conny kaufen, aber natürlich gibt es sie nie, und natürlich habe ich Connys jetzige Adresse nicht,

ich könnte diese Gewohnheit wirklich allmählich ablegen.

Damals stand ich oft vor diesem Regal und schnitt in Gedanken alles von meinen Füßen ab, was zu viel war, um Connys Schuhe zu tragen. Vorne und hinten, Ferse und Zehen schnitt ich ab, trippelte mit blutenden Stummeln in einem Paar dieser kostbaren kleinen Schuhe herum und wand mich genüsslich in der stechenden Gänsehaut, die meine Vorstellung mir bereitete.

Die Wohnungstür von Agnes und Gerd, direkt gegenüber von Connys Schuhregal, trug kein Namensschild. »Nackte Tatsachen«, sagte Gerd, wenn ihn jemand darauf hinwies. »Nackte Tatsachen« sagte Gerd oft; wenn er sich ein Bier aus dem Kühlschrank holte und Agnes ihm ein Glas anbot, schüttelte er den Kopf und sagte: »Nackte Tatsachen«, wenn er nur mit Sonnenbrille und Unterhose bekleidet den Gemeinschaftsgarten betrat, sagte er statt eines Grußes mit beiden Händen auf seine Wampe deutend: »Nackte Tatsachen.« Manchmal sagte er aber auch: »Na, ihr Vögel.« Das sagte er zu mir und meinem Mann. Seit unserer ersten Begegnung, seit dem gesalzenen Milchkaffee nannte er uns Vögel. Den Schwank mit dem Salz übrigens erzählte er uns immer wieder, als ob wir nicht dabei gewesen wären, und lachte herzlich, solange er unser Nachbar war.

Auf dem Weg zu unserer Wohnung ging man neben Agnes' und Gerds Tür die erste Treppe hoch, zwölf Stufen, zwölf abgenutzte, schlüpfrige Holzstufen. Sie sahen aus, als seien sie über Jahre von Wasser umspült, gehöhlt und geschliffen worden. Das Haus

war 1912 gebaut worden. Wie viele Schritte waren auf diese Stufen gesetzt worden, wie viele Sohlen hatten sich an diesem Holz gerieben. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass Schritte Spuren hinterlassen, dass meine Schritte sich auf diesen Stufen verewigten. Zweifellos hinterließen meine Schritte dieselben Spuren wie die Schritte jedes anderen Menschen, der in diesem Haus zeit seines Bestehens auf und ab gegangen war, aber ich fühlte mich dennoch zugleich besonders lebendig **und** ewig, wenn ich federnden Schritts und schwungvoll (um einen tiefen Abdruck zu hinterlassen) die Stufen hochging. »Hier, hier, hier, bin ich«, sagte ich mir vor, wenn meine Füße die Stufen traten und meine Schritte sich verewigten.

Nach diesen zwölf Stufen hatte man den ersten Stock erreicht, wo Frau Baumgartner, die Lehrerin (ah, da ist sie ja wieder!), wohnte. Sie war damals in ihren Fünzigern, schätze ich. Sie trug einen Haarreif in ihren grauen, kinnlangen Haaren und eine Männerbrille. Frau Baumgartner liebte die Stille. Das schrieb sie an einem unserer ersten Tage auf einen Post-it-Zettel, den sie an unsere Wohnungstür klebte: *Ich liebe die Stille.*

»Den Hinweis sollte sie besser an die Tür der Karaoke-Bar hängen«, schlug ich vor, als ich meinem Mann den Zettel zeigte. Aber dabei würde sie ja gesehen werden, vom öligen Chef nämlich, denn seine Tür stand ja, wie wir bereits wissen, rund um die Uhr offen, und es schien Frau Baumgartner mehr Spaß zu machen, ihre Botschaften heimlich und auf leisen Sohlen zu verteilen, wenn auch nicht anonym, oh nein, sie unterschrieb immer mit *Baumg*, ihrem Leh-

rer kürzel, wie ich annahm, mit dem sie offensichtlich auch in ihrem Privatleben eins geworden war.

Ich kann verstehen, dass Frau Baumgartner die Stille liebte, weil man ja oft das liebt, was man nicht hat, aber ich wunderte mich schon, dass sie nicht einfach umzog, in eine Wohngegend ohne Gewerbe und Verkehr. »Ich geh nicht unter«, sagte sie uns beim Abschiedste, »seit 25 Jahren wohn ich hier, ich geb nicht auf.« »Tapfer«, hätte sich Frau Baumgartner selbst wohl beschrieben, »und diszipliniert«, obwohl in ihrem Fall diese beiden Tugenden ein und dieselbe und verwachsen waren, keine Disziplin ohne Tapferkeit, das hatte sie von Kindesbeinen an gelernt, und darüber schien sie froh. »Was ich mir erarbeitet habe, kann mir keiner wegnehmen, keiner«, sagte sie zum Abschied.

Vom ersten Stock, von »Frau Baumgartners Anwesen«, wie wir ihn nannten (ihre Wohnung war doppelt so groß wie unsere, und dabei lebte sie allein, sie hatte also viermal mehr Platz als ich oder mein Mann, dennoch saß sie in einem Winkel am Sekretär und kritzelte kleine gelbe Post-it-Zettel voll, statt im Dreivierteltakt durch die Wohnung zu tanzen: *Dieses Getrampel mit diesen Schuhen macht mir schwer zu schaffen*, Baum schrieb sie, **uns** schrieb sie das, ob die Studenten nebenan auch solche gelben Zettel an ihrer Wohnungstür hatten, konnte ich nie herausfinden), von ihrem Anwesen also ging man zwei weitere Treppen hoch, dann hatte man, nebeneinander, unsere Wohnungstür und die der Studenten erreicht. Zwei Treppen mit je acht Stufen. Auf dem Zwischenboden lag das Gemeinschaftsklo. Nachdem wir akzeptiert hatten,

dass uns keine andere Möglichkeit blieb, als das Klo mit den drei Studenten zu teilen, hatte ich ein Schild gebastelt. Auf die eine Seite schrieb ich *Stop*, auf die Rückseite *Go*. Das Schild baumelte an einem Band am Knauf der Klotür. Die Studenten ignorierten das Schild. Sie benutzten das Klo, ohne das Schild auf die Stop-Seite zu drehen und verließen es, ohne darauf zu achten, dass die Go-Seite sichtbar war. Sie rüttelten an der Tür, wenn ich Werbeprospekte durchsah, um mich erleichtern zu können. Sie rüttelten an der Tür, obwohl ich das Schild immer auf die Stop-Seite drehte, wenn ich im Klo zu tun hatte. »Besetzt«, schrie ich dann viel zu laut. Manchmal schrie ich auch: »Verdammt nochmal!« Es half nichts. Mit der Zeit gewöhnte ich mir an, die Werbeprospekte in der Küche durchzublättern und erst aufs Klo zu rasen, wenn es schon fast zu spät war. Das war riskant, mitunter war das Klo im entscheidenden Moment von einem Studenten besetzt. In diesen Momenten lernte ich einen Mörder kennen. Mich. Ich trat vor der Klotür auf und ab und dachte mir aus, wie ich den Dreien, schön der Reihe nach, mit einem sauberen Sensenhieb die Köpfe vom Hals trennte und in die Kloschüssel plumpsen ließ.

Mein Mann ging nur bewaffnet aufs Klo, den Finger am Abzug des Desinfektionssprays, das er von Jeff, dem amerikanischen Cellisten, geschenkt bekommen hatte. Jeff hatte meinen Mann kurz nach unserem Einzug im Treppenhaus angesprochen und ihm als Begrüßungsgeschenk dieses Spray überreicht, das er aus seiner Heimat importiert hatte. In der Tat ein sinnvolles Geschenk, das für Jeffs mitfühlendes Herz sprach, ich muss das hier hervorheben, im Sinne der

Objektivität, bevor ich mich (werter Leser, gedulde dich noch ein Weilchen) den Schattenseiten von Jeff widmen werde.

Mein Mann riss das kleine Klofenster auf und putzte die Klobrille jedes Mal, bevor er sich hinsetzte (ja, er putzte!). Ich fand die Idee gut, aber ich war zu faul, das Spray zu benutzen; das sagte ich meinem Mann aber nicht, es hätte ihn zu sehr geekelt.

Den dritten Stock betrat ich nie, bevor Jeff uns bat, während seiner Konzertreise durch Südamerika seine Katze zu füttern. In den Monaten vor seiner Konzertreise klingelte Jeff manchmal und stellte merkwürdige Fragen. Er klingelte entweder um die Mittagszeit auf dem Weg zur Arbeit, oder nach Feierabend. Meistens hatte er abends zu tun, Orchesterproben oder Konzerte, wie er sagte. Er sprach nicht viel über seine Arbeit, er lud uns auch nie zu einem seiner Konzerte ein, und das war mir ganz recht. Wenn er nach Feierabend klingelte, war es kurz vor Mitternacht.

Jeff sprach perfekt deutsch, aber es kostete ihn große Anstrengung, die Worte auszusprechen. Wenn mein Mann und ich gute Laune hatten, sprachen wir *jeffisch*. Sein Akzent gefiel uns. »Lippeling, uo häst dü dä Milk hängetähn?« »Oh, dä Milk häbb isch in dä Kuhlschränk getähn, uo sä hingehöüt.«

Jeff war immer festlich gekleidet, berufsbedingt. Er trug weiße Hemden, dunkle Anzüge und Lackschuhe. Seine Frisur wirkte gefönt, und er ging nie zu spät zum Friseur, um sie in Form zu halten. Wenn er vor der Tür stand, um eine seiner Fragen zu stellen, hatte er seinen Cellokoffer dabei. Er trug ihn auf dem Rücken. Den sargähnlichen schwarzen Koffer stellte er

nie ab, nicht einmal, wenn wir an der Wohnungstür über eine seiner Fragen ins Gespräch gerieten.

»Guten Abend«, sagte Jeff zum Beispiel mit seinem wunderbaren Akzent, »wer hat heute Nacht an meiner Tür geklingelt?«

»Keine Ahnung, Jeff, wir waren's nicht«, antworteten wir.

»Klar«, sagte Jeff, »das ist klar, aber wer war es?«

»Keine Ahnung, Jeff, wir haben geschlafen.«

»Klar«, sagte Jeff, »aber wer war es, **wer?**«

Einmal sagte er: »Wird euer Telefon auch abgehört?«

»Keine Ahnung, Jeff«, sagten wir dann. Er stellte immer Fragen, auf die wir »keine Ahnung, Jeff« antworteten. Zum Schluss sagte er immer: »Gut, gut. Gute Nacht.« Oder: »Gut, gut. Schönen Tag.« Je nachdem, ob er zur Arbeit ging oder heimkam.

Jeff liebte sinfonische Musik, bei einem Cellisten ist das nicht allzu erstaunlich. Nach Feierabend, also spät nachts, spielte er sich (und uns) seine romantischen Sinfonien lautstark vor. Eine besondere Schwäche hatte er für Anton Bruckner, insbesondere dessen Nullte Sinfonie in d-Moll (die Bruckner selber für »ganz wichtig« und »annulliert« erklärte) hatte es ihm angetan. Ihr Klanggewitter ging unzählige Male über uns nieder, sodass ich anfing, sie *himmlische Musik* zu nennen – weil sie von oben kam.

Glücklicherweise hörten die Studenten neben uns so spät keine Musik mehr, die Nullte konnte sich ungestört über uns ergießen. Insgesamt schienen die Studenten nicht nachtaktiv, sie gingen zeitig zu Bett.

Ihre dumpfen Sisters of Mercy-Platten hörten sie tagsüber. Sie besaßen drei Platten: Drei Studenten, drei Platten, das kann man sich leicht merken. Womöglich war diese Musik die Basis ihres Zusammenlebens, womöglich hatte jeder eine Platte in die WG eingebracht, scheußliche Vorstellung, ich bin froh, dass ich nie einen Fuß in diese Nachbarswohnung gesetzt habe.

Frau Baumgartner hörte keine Musik, klar, sie liebte ja die Stille. Aus ihrer Wohnung drang ganz leise ein einziges Geräusch, das Kritzeln des extra-harten, frisch gespitzten Bleistifts auf Post-it-Zetteln, aber um das hören zu können, hätte ich meine Ohren schärfer spitzen müssen als sie ihren Bleistift, und so ging von ihrer Wohnung nur Stille aus, reine, klare Stille.

Im Erdgeschoß, da war was los, musikalisch. Conny legte ihre Salsa auf, sobald sie die Tür hinter sich geschlossen und ihre Einkaufstüten abgestellt hatte. Das Abendessen bereitete sie mit Hüftschwung im $\frac{3}{4}$ -Takt zu. Jedenfalls tat sie das jenes eine Mal, als ich ihr beim Kochen zusah. Sie führte den Schwung so beiläufig und gekonnt aus, dass ich annehmen darf, sie übte ihn täglich.

Agnes' und Gerds Wohnung zu guter Letzt lag im musikalischen Widerstreit zwischen Gerds Thrash Metal und Agnes' kamerunschem Bikutsi – unvereinbar, die beiden, aber in Ermangelung einer zweiten Stereoanlage niemals gleichzeitig gespielt, sodass der Kampf nicht offen ausbrach. Agnes hörte ihre Musik, wenn Gerd nicht da war; war er da, lief Thrash Metal, schnell, laut, hart. Ich klingelte nur, wenn ich keine Musik oder Bikutsi hörte.

Kapitel fünf

Agnes trug ihre weißen Kleider und ging barfuß, neun Monate lang, bis zum Ende des Jahres und ihres Lebens. Für ihr tropisches Wohnzimmerklima war diese Kleidung ideal, und da sie die Wohnung nicht verließ (oder nur selten und sommers, um den Gemeinschaftsgarten zu betreten), brauchte sie keine andere und besaß auch keine; besaß weder Kleidung noch Schuhe, mutmaßte ich. Würde sie je Schuhe brauchen, könnte sie sich genauso wenig wie ich aus Connys stattlichem Regal welche borgen, auch Agnes' Füße würden nur grob verstümmelt in Connys Schuhe passen. Aber mir Agnes' Füße zurechtgestutzt und blutend vorzustellen, bereitete keine schaurige Freude, nicht so wie bei meinen eigenen.

Agnes war immer sanft, sanft fröhlich. Ihre Stimme erhob sie nie. Ihr ein lautes Wort zu entlocken, schien unmöglich. Ich konnte mir keine Situation vorstellen, in der Agnes schrie, wie sie auch nie laut lachte, jauchzte oder sang. Im Gegenteil liebte sie es, zu summen. In ihrem Wesen schien es keine Unwägbarkeiten zu geben.

»Du kannst immer kommen«, sagte sie jedes Mal, wenn ich mich von ihr verabschiedete. »Danke für den Kaffee«, sagte ich dann, »und – danke einfach.«

Agnes' Kaffee schmeckte mir immer besser. »Schwarz, süß und heiß«, sagte sie, wenn sie mir die winzige Tasse reichte. Sobald sie sich neben mich gesetzt hatte, auf das riesige rote Sofa, in dem man versank, zog sie die Knie hoch und schob den weißen Stoff ihrer Kleider über die angezogenen Knie bis zu

den Füßen hinunter. Ich schaute ihr dabei zu und versuchte, einen Blick auf ihre Scham zu erwischen. Aus Neugierde. Manchmal glaubte ich, etwas Dunkles zu sehen, aber es ging zu schnell, ich konnte nichts erkennen, nichts Genaueres. Schamblume, dachte ich dabei, Keuschheitsbaum, Schlangenfrucht, Paradiesnessel, Passionsblume. Agnes hatte mir im Lauf der Zeit alle Pflanzen vorgestellt, namentlich, mit sanfter, aber fester Stimme.

Bei meinem zweiten Besuch legte sie eine Platte auf, lächelte mich an und sagte: »Das Dschungelohr!« Sie deutete auf einen großblättrigen Baum zu ihrer Linken. Die Platte spielte einen wilden Rhythmus im $\frac{6}{8}$ -Takt, wenn ich richtig zählte. »Darf ich vorstellen«, sagte Agnes und deutete im Folgenden nach links und rechts, oben und unten: »Das Elefantenohr, das Löwenohr, der Katzenbart, die Fledermausblume, das Papageienblatt, die Vogelschnabelblume, die Schmetterlingserbse, die Schlangenzwurzel!« Sie erhob sich, drehte sich im Kreis und deutete noch einmal in alle Richtungen, wobei ihre Füße zur Musik auf den Boden trommelten. »Bikutsi« heißt diese Musik, das bedeutet ›mit den Füßen treten‹, verstehst du?« Ich schüttelte den Kopf, zählte die Farben ihrer Locken und klatschte in die Hände. »Und hier«, fuhr sie fort, »der Hammerstrauch, die Schraubenpalme, der Bleistiftstrauch, der Halbgriffel, der Pinselbaum, der Puderquastenstrauch, der Pfeilwurz, der Sandbüchsenbaum, der Regenschirmbaum, der Kanonenkugelbaum, der Langfaden, die Kreuzschlinge, der Kerzenstrauch, die Leuchterblume, das Wechselkölbchen, der Sauersack!« Ich lachte und wiederholte: »Sauer-

sack! Puderquastenstrauch!«, und lachte und lachte, und sie lächelte mit.

Dann begann eine Frau zum Rhythmus zu singen, gellend und gurrend, ohne vermittelnde Crescendi, und Agnes setzte sich wieder neben mich. Ich bekam Zahnschmerzen, links unten. Nachdem wir eine Weile nebeneinander geschwiegen hatten, ich mit Sicherheit sieben Farben in ihren Locken unterscheiden konnte und die Platte durchgelaufen war, fragte ich sie: »Was hältst du von Ängsten und Gewohnheiten?«, womit ich zum ersten Mal die Lieblingsthemen meines Mannes in ihr tropisches Reich trug. Denn ich konnte mir gut vorstellen, Gewohnheiten zu lockern und zu lösen, unter Umständen sogar abzubauen, ja, ich konnte mir vorstellen, dies mit Hilfe seiner angewandten Theorie der Untätigkeit zu bewerkstelligen; wie ich allerdings Ängste aller Art durch Nichtstun loswerden sollte, und daran war ich weit mehr interessiert, verstand ich überhaupt nicht, auch nach reiflichstem Überlegen nicht.

»Ich habe **nur** Gewohnheiten«, antwortete Agnes, »und ich mag sie. Schau dich um, ohne gewohnheitsmäßige Pflege gäbe es das hier nicht. Und auch sonst ...«, hier beendete sie das Fragespiel, indem sie aufstand und frischen Kaffee machte. »Und Ängste«, rief ich ihr hinterher. »Du bist noch jung«, antwortete sie nach langem Schweigen aus der Küche, nach langem Schweigen, in dem sie bestimmt gelächelt hatte, denn das konnte sie, schweigen und lächeln, das konnte sie meisterhaft, »du bist noch jung, du hast es noch vor dir, dein Leben, alles.«

Kapitel sechs

Sosehr ich auch daran interessiert war, ein freier, ein angstfreier Mensch zu werden, muss ich doch gestehen, dass ich Situationen liebte, in denen ich Ängste ausstand. Neben unseren Streitereien liebte ich die Gefahr, das Bangen um meinen Mann, um uns. Ich liebte Situationen, in denen ich eindeutig und ganz einfach wusste, dass ich ihn liebte. Sie kamen nur zu selten vor, und so half ich ab und zu ein wenig nach.

Wenn ich mich richtig erinnere, tauchte die Maus an jenem Abend auf, als wir fertig wurden mit auspacken, zusammenschrauben und einräumen. Die Entscheidung, wo wir die Bücherwand hinstellten, ob an die eine oder andere in Frage kommende Wand, war uns so schwer gefallen (es gab, hatte man die Diskussion erst einmal eröffnet, unendlich viele Aspekte, die man bedenken konnte, sofern man wollte), dass wir uns fast zwei Wochen damit herumquälten (in Anbetracht der Tatsache, dass wir sonst nichts taten, eine recht lange Zeit). Genauso lang waren wir regelmäßig fluchend über die hässlichen Umzugskartons gestolpert. Seine Hundertschaften von Büchern hatte mein Mann selbstverständlich aus der Einzimmerwohnung mitgebracht. Er behauptete, sie alle gelesen zu haben. Ich hatte keinen Grund, das zu bezweifeln, erst recht nicht, seit er mir anvertraut hatte, dass er neben dem Entwickeln seiner Theorie seit Jahren mit einer anderen Sache beschäftigt war: dem Verfassen von Literatur. »Prosa«, sagte er, »ich bin Prosaist.« »Ich **bin**« machte mir Eindruck. Ich wollte erst etwas werden, er aber war ein Schriftsteller.

Natürlich sei er keiner von diesen verkrusteten Alteitlen, die sich Unglaubliches auf ihre Sensibilität und Geisteskraft einbildeten, beruhigte er mich, er sei Biograf. Und da eine Biografie genau genommen die »Schrift des Lebens« sei, stelle er sich mit allem, auch mit seiner Theorie, letztlich nur in den Dienst der Dichtkunst. Auf die Frage, warum er sich nie Notizen mache, antwortete er höhnisch: »Das ist nur was für Spießler, die Angst haben, dass ihnen ihre lächerliche Erinnerung an ihr noch lächerlicheres Leben abhanden kommt. Wer solche Verlustängste hat, sollte nicht schreiben«, sagte er mit Entschiedenheit.

Für seine Bücher konnte ich mich nie interessieren, ich weiß nicht, woran das lag. Ich habe keine Vermutung, ob es eher an meinem Mann oder an den Büchern lag. Ich habe mir die Bücher nie genauer angesehen, und ich habe niemals eines gelesen. Ich ging weiterhin in Bibliotheken und suchte mir meine Bücher aus, die ich, gelesen oder ungelesen, wieder zurückbrachte, wenn die Frist abgelaufen war.

Beim Verräumen seiner Bücher war ich Handlanger. Ich hob sie aus den Kartons und reichte sie ihm. Er stand vor der Regalwand und ordnete sie nach einem System, das mir unbekannt blieb. Manchmal stand er minutenlang mit einem Buch da und überlegte, wo es hingehören könnte. Ich kniete neben den Schachteln und sah ihm dabei zu, stundenlang.

Die Maus tauchte auf, nachdem wir uns auf meine Matratze gelegt und das Licht gelöscht hatten. Die

Matratze war eines der wenigen Dinge, die ich in unseren Haushalt eingebracht hatte. Ein Bettgestell oder einen Rost besaß ich nicht; ich hatte gehört, dass es gut für den Rücken sei, hart zu schlafen. Die Matratze lag auf dem Boden und wurde hin und wieder beim Beziehen umgedreht, damit sie nicht faulte.

Nachdem wir das Licht gelöscht hatten, war auf dem Parkett leichtes Kratzen zu hören. Ich schrie augenblicklich auf, viel zu laut, viel zu lustvoll, viel zu lang. Mein Mann entgegnete meinen Schrei mit einem ungeduldigen: »Psst!« Ich grub meine Nägel in seinen Oberarm, er schüttelte die Hand wie ein giftiges Kriechtier ab und stand im Dunkeln auf, der Boden knarrte unter seinen Schritten.

Ich lag reglos, hörte auf seine knarrenden Schritte, auf das unerklärliche Wetzen und Kratzen, hielt den Atem an.

Als sei er einem Mörder auf der Spur, den er entweder erledigte, oder von dem er erledigt wurde, rechnete ich mit allem. Mit einem Schuss, mit Schreien, mit Gerangel, Kampf und gezückten Messern. Das Licht ging an, ich schrie wieder auf. »Spinnst du«, sagte mein Mann. Er kniete sich auf die Matratze: »Ich kann dir nicht sagen, was das ist.«

»Was sollen wir nur tun«, jammerte ich. »Schlafen«, sagte er. Ich griff wieder nach seinem Arm. »Du spinnst«, zischte ich. Er legte sich ungerührt neben mich und langte nach dem Lichtschalter, als ich sie sah. Die Maus. Sie huschte über den Boden und machte dieses kratzende Geräusch. Mein Mann lachte. »Bruchbude«, sagte er, löschte das Licht und

deckte sich zu. »Ich liebe dich«, sagte ich, »hörst du, ich liebe dich.« Er drehte sich zu mir, schob die Decke weg und legte sich auf mich.

Kapitel sieben

Zwei Wochen nach unserem Einzug hatte Conny Geburtstag. Der 15. Mai war ein Sonntag. »Mitten im Wonnemonat«, sagte Conny. »Ich bin die Wonny-Conny«, sagte sie nach ein paar Gläsern Sekt. Ihr Freund und Geliebter aus London war nicht gekommen, der Architekt, auf den sie so stolz war, von dem im ganzen Wohnzimmer gerahmte Fotos an den Wänden hingen. Architekten waren für sie Künstler. Aber besser, begehrenswerter als Künstler, weil sie stylish und weniger brotlos waren. Mein Mann hatte für Connys Architektenschwärmereien nur Schnauben übrig, ebenso für den süßen Sekt.

Conny hatte die Wohnungstür offen gelassen. »Hein, herein, alle herein«, schrillte sie alle paar Minuten Richtung Flur. Sie trug ein kurzes, schwarzes Chiffonkleid und spitze, gefährlich hohe Schuhe mit Fesselriemen, die ich noch nie in ihrem Regal im Treppenhaus gesehen hatte. Die dünnen blonden Haare hatte sie professionell frisieren und hochstecken lassen. Auf die Frage, wo sie den Sonntagsfriseur gefunden habe, zwinkerte Conny gerissen. Ihr Mund war dop-

pelt so groß wie sonst und pflaumenfarben. Sie hatte großen Aufwand betrieben, schließlich wurde sie vierzig – das durfte ich den Gästen aber nicht sagen, strenge Anweisung von Agnes –, und die Gäste waren zu gut erzogen, um zu fragen.

Diese Gäste, lauter Ärzte in Begleitung, drängten sich in der Küche, wippten ein bisschen zu den Salsa- und Bossanova-Klängen, die aus den Boxen im Wohnzimmer drangen, und bewunderten die neu gestaltete Küche mit den blitzenden Chromregalen und dem vielen Glas. Der geliebte Architekt hatte die ganze Wohnung umgebaut und gestaltet, teuer und zeitgemäß. Dass es teuer war, konnte ich nicht beurteilen, aber ich spürte es. Dass es zeitgemäß war, wusste ich aus Zeitschriften, die beim Zahnarzt herumlagen, den ich wenige Tage zuvor aufgesucht hatte, um ihn über meine Zahnschmerzen in Kenntnis zu setzen, die mich seit meinem zweiten Besuch bei Agnes immer wieder ereilten.

Conny schaukelte auf ihren neuen Schuhen durch die Küche und erklärte detailliert, was ihr Lieblingsarchitekt alles gemacht hatte. »Wo ist er überhaupt«, fragte Danilo, Connys schwuler Busenfreund und Kollege (er war Anästhesist in derselben Kinderklinik), während er seinem Freund Olli (einem kleingewachsenen Floristen mit trainingsgewölbter Brust) den Nacken kraulte. Gleichzeitig überreichte er Conny mit der anderen Hand und einem Augenzwinkern ein rotes Geschenkspäckchen mit Schleife. »In Paris«, antwortete Conny. Danilo schüttelte empört den Kopf: »Wieso Paris?« Er seufzte und verlangte ein weiteres Glas Sekt. »Guy hat unglaublich viel zu tun«,

sagte Conny und streifte meinen Mann und mich mit einem verächtlichen Blick. Guy. Was für ein Name. Ihr Architekt hieß Guy. Ich fand, das klang schwul. »Du verwechselst das mit gay«, sagte mein Mann. Trotzdem nannte ich Guy *den schwulen Architekten* oder *Connys Gay-Freund*. Mein Mann fand das blöd. »Guy«, verbesserte er mich unermüdlich, und ich freute mich darüber.

Agnes fehlte. Ich suchte mir einen Platz in Connys Küche, von dem aus ich die Wohnungstür im Auge hatte. Vor jedem Schluck Sekt hielt ich nach Agnes Ausschau. Endlich erblickte ich Gerd und erwartete, Agnes würde ihm folgen. Aber Gerd kam allein.

Er betrat die Küche und wurde von den Ärzten teils verwundert, teils empört taxiert. Er kümmerte sich nicht darum, steuerte auf Conny zu, flüsterte ihr etwas ins Ohr und gab ihr einen Klaps auf den Hintern, den sie mit einem wütenden Blick beantwortete. Dann schnappte er sich eine Flasche Sekt und ein Glas und erkundigte sich bei dem Gast, der dummerweise einen kurzen Moment ohne seine Begleitung dastand, ob er etwas von Urologie verstehe. »Na ja –«, antwortete der Angesprochene. »Dann wissen Sie ja hoffentlich, dass eure ganze Potenztheorie absoluter Humbug ist«, unterbrach ihn Gerd. »Von wegen Prostata, dass ich nicht lache, Prostata und Potenz haben miteinander so viel zu schaffen wie Sie und ich!« Der Gast lächelte hilflos und versuchte, das Gespräch zu beenden, indem er vorgab, sein Glas nachfüllen zu wollen. »Glück gehabt, Sie stehen an der Tankstelle«, sagte Gerd, hob den Arm und winkte mit der Sektfla-

sche. Erst als er Danilo erblickte, ließ er von seinem Opfer ab und schnauzte: »He Danilo, Conny sagt, die Leitung ist blockiert, was ist denn da los?«, worauf Danilo »Gerd, also bitte« rief und fluchtartig das Klo aufsuchte, das bei Conny nicht auf halber Treppe lag, das hätte Danilo sich in dieser Situation vielleicht gewünscht, sondern schön integriert in der Wohnung.

Die Party wurde in den Gemeinschaftsgarten verlegt. Seit dem ersten Morgen war ich nicht mehr im Garten gewesen, überhaupt reichen mir meine Finger völlig aus, um alle Gartenbesuche jener neun Monate aufzuzählen. Erstaunlich, wenn man bedenkt, dass ich des Gartens wegen unbedingt hatte einziehen wollen, wir erinnern uns, die Wohnung war es nicht gewesen, nein, der Garten hatte gelockt.

Im Garten sollte die Party weitergehen, ohne Samba, aber mit U-Bahngrollen und Zirpen aus dem Elektrizitätswerk.

Der Gemeinschaftstisch verblüffte unter bunten Lichterketten in neuem Gewand und schwer beladen als Buffet – Agnes hatte alles hergerichtet. Agnes! Wie sie dazu kam, für fremde Partys in der Küche zu schufte, konnte ich mir nicht erklären.

Sie erwartete den Ärztehauften samt Anhang neben dem Buffet, lächelnd. In einem roten, blickdichten Baumwollkleid und Schuhen! Sie besaß Schuhe! Ich starrte die veränderte Agnes an, während Conny ihre Gäste aufforderte, Agnes zu applaudieren, was diese auch sofort und ausdauernd taten. »Gefällt's dir«, hauchte Agnes. »Du bist eine Fee«, antwortete Conny und überreichte ihr das kleine rote Geschenkspäck-

chen, das sie von Danilo bekommen hatte. Geschenke gibt man nicht weiter, dachte ich empört. Dann reckte sich Conny und küsste Agnes auf beide Wangen. Was die beiden verband, begann mich brennend und stehend zu interessieren.

Ich setzte mich auf die Bank und beobachtete Agnes, die mit allerlei Tellern und Schüsseln geschäftig zwischen ihrer Wohnung und dem Garten hin- und herlief, in den flachen Collegeschuhen. Agnes gefiel mir nicht in diesem roten Kleid und diesen Schuhen.

Gerade als ich bemerkte, dass mein Mann verschwunden war, berührte sie meinen Arm: »Er ist drin bei Gerd.« Die schwarzen Striche um ihre Augen waren extradick aufgetragen. Ich bekam wieder Zahnschmerzen. Nein, Agnes gefiel mir an jenem Abend nicht.

»Der Garten ist schön«, sagte der schwule Danilo zu Conny, »aber es passt einfach nicht, du in so einem Haus.«

»Es hat Charme«, sagte Conny, »und ich liebe die Menschen hier.« Ich überlegte, wen sie meinte. Agnes, natürlich. Dass sie Agnes liebte, hatte Conny mich ja großzügigerweise soeben sehen lassen. Aber wen sonst? Gerd? Der hatte die Party verlassen, als Danilo aufs Klo geflüchtet war, und wenn Connys wütender Blick nach dem Klaps hätte sprechen können, wäre kaum die Sprache der Liebe erklingen, also wen meinte sie? Frau Baumgartner? Die wurde zwar eingeladen, hatte aber mit Hinweis auf die Arbeiten, die sie zu korrigieren hätte, dankend abgelehnt. Meinte sie Jeff? Auch er war eingeladen, hatte aber angekün-

digt, erst nach Mitternacht und Feierabend zu kommen. Blieben nur ich und mein Mann, und Connys verächtlichen Blick beim Sekt in der Küche hatte ich nicht vergessen. So günstig, fast möchte ich sagen zauberhaft unsere erste Begegnung am Besichtigungstag gewesen war, so sehr hatte ich seit zwei Wochen das Gefühl, dass Conny mich ablehnte. Ich blickte wie zum Test zu ihr hin. Sie sah sich lächelnd auf ihrer Party um. Ihre Mäusezähne glänzten. Unsere Blicke begegneten sich, und ich meinte, ihr Lächeln sterben zu sehen. Die Lippen schlossen sich über den Mäusezähnen.

Kurz nach Mitternacht kam Jeff, grüßte höflich, übergab Conny einen lädierten gelben Gerberastrauß, sah sich suchend um, erspähte Agnes und plauderte eine Weile mit ihr, ohne etwas zu trinken, im Stehen. Seinen Cellokoffer stellte er nicht ab. Dass er um diese Uhrzeit nach verrichtetem Tagwerk noch so viel Kraft hatte, rang mir Respekt ab. Mit einer Verbeugung zu Conny hin wünschte er ein frohes neues Lebensjahr und verabschiedete sich.

Später saßen die letzten Gäste um das verwüstete Buffet herum. Conny lag in Ollis trainiertem Arm, Danilo erzählte in monotonem Staccato von seinen Ex-Freunden. Ich belauschte ein Paar, das mir gegenüber saß. Er war Arzt, was sonst, »Pädiater« wie die meisten Geladenen, sie war einfach seine Frau. Er machte sich Sorgen um den Babysitter oder die Kinder, so viel hörte ich. Agnes ging mit einem Glas Wein im Garten herum und schaute in den Himmel. Und

ich schaute sie an, *bei Musik und Wein woll'n wir heut glücklich sein*, sang ich still.

Gerd tauchte im Schlafzimmerfenster auf, schnauzte: »Schluss jetzt, ich will schlafen«, und verschwand. Die letzten Gäste sahen Conny an. Danilo seufzte schwer. Agnes ging hinein, ich hinterher. Sie drehte sich nicht um, obwohl sie meine Schritte hören musste. Sie verschwand hinter ihrer Wohnungstür und sperrte sie von innen. Ich hörte, wie sie den Schlüssel drehte. Das hatte ich noch nie gehört. Wenn ich sie nach einem Besuch verlassen hatte, bisher, hatte sie die Tür nicht versperrt. Ich wartete einen Moment und ging dann die Treppen hoch zu unserer Wohnung, um nach meinem Mann zu sehen. Er schlief. Er hatte sich mit Gerd betrunken und schnarchte.

Ich saß eine Weile in der Küche, an dem kleinen Klapptisch, den wir in die Ecke neben Herd und Kühlschrank gestellt hatten. Ich überlegte, ob ich mich in die Badewanne legen sollte. Ich überlegte, wie ich die Zahnschmerzen lindern und einschlafen konnte. *Heute ist die Nacht nicht zum Schlafen da, Anita, Anita*, sang es in meinem Kopf. Dann ging ich noch einmal hinunter, drei Treppen, 28 Stufen, zwei Zwischenböden.

Ich stand im Dunkeln in der Gartentür. Conny lag immer noch in Ollis Arm. Sie schluchzte. Im Widerschein der bunten Lichterketten sah ich Danilo Connys Wange streicheln. »Weil das sowieso niemand versteht«, schluchzte Conny. Ihre Stimme war gar nicht schrill, wenn sie betrunken war und unglücklich.